

Zeitschrift: Kultur und Politik : Zeitschrift für ökologische, soziale und wirtschaftliche Zusammenhänge
Band: 12 (1957)
Heft: 4

Artikel: Kultur- und Sprachzerfall
Autor: Bohnenblust, Fritz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-890635>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Kultur- | Sprachzerfall

I. Die Quellkräfte der Natur

Reichtum in der kleinsten Hütte — wo man das finden mag? Wir fahnden nicht nach zusammengerackerten Matratzenschätzen, wie sie etwa den Erben eines Sonderlings als kaum glaubliche Ueberraschung zufallen. Lassen wir Goldvögelein, alte oder neue Banknoten aus dem Spiel, überhaupt alles, was als hablicher Leute Wertsache gelten kann.

«Da wird wenig Rechtes übrig bleiben...»

So mag der Inventarbeamte denken.

Warum trippelte, warum trappte denn schier jeden Regentag Jungvolk oder bestandenes Alter dem Spinnerhäuslein zu, dessen schiefgedrückte Schindelwände doch so herzlich wenig vergängliches Gut bargen? Da drinnen roch es nach Harz und Hobelspänen, dann biß einen kräftig der Küchenrauch. Endlich knarrte ein Vorstuhl oder schwankte ein Laternenlicht heran. Hatte ein kleines Besucherherz Angst verspürt, weil an der Brandmauer Schatten huschten, wurde sein Bangen bald gelöst.

«Süferli, du weischt, es geit e höchi Schwellen i d'Stuben ihe! Jäso, das isch Chrüzbärganneli. Chumm, i will der niete. Drätti häb Sorg, du chönntischt ihm uf d'Füeßli trappe...»

«I will warte, bis der us de Wehre sit.»

Worte zwischen Dämmer und Licht, abgewogen, vor Sorge leise zitternd, Reichtum des *Herzens* kündend. Stimmen, Sprache, bewegt von seelischer Kraft. Die übten ihren Zauber aus, zogen ohne Gewalt Menschen in ihren Bann, verhiessen Gutes und schenkten voller Güte.

Rohbraune Wände, Hausrat bescheidenster Art, keine Ecke, die nicht bezeugt hätte, wie zwei Leutchen sich hinzogen, jedes Geuden ängstlich meidend. Sonnseits vor den Fenstern blühten sommerlang Geranien. Die verhaltene Glut ihrer Blüten war ein frohes Verkünden! Hier ist Stille, Heimat, Geborgenheit.

In den vier Wänden des Spinnerhäusleins wohnte das hohe Leben des Friedens. Das war nicht von selbst erwachsen. Mächte des Lichts und der Nacht hatten hier gerungen wie überall, soweit Menschen in Versuchung stehen. Manches harte Wort, kaum ausgesprochen, schon bereut, war lange nicht vergessen worden. Es hatte verletzt, gebrannt wie eine Wunde. Weil aber die Mahnung zu vergeben keins der Zürnenden in Ruhe ließ, wurden die Schuldposten immer wieder gelöscht. Ein jedes, Mann und Frau, nahm seine Zunge besser in Zucht. Strenge Arbeit lehrte die Worte sparen. Umsomehr enthielt dann Saft und Kraft, was gesagt werden mußte. Das kam wirklich aus dem Innern, war genährt von Geist und Seele.

Alle Kultur stammt her aus diesen unsichtbaren Kräften. Die Sprache aber kann gelten als Herold und Bannerträger der Kultur, weil unser Mund — außer Blick und Gebärde — am unmittelbarsten innere Regungen bezeugt und mitteilt. Unendlich sind heute die Möglichkeiten, Ausgesprochenes weithin kund zu tun. Durch das geschriebene und gedruckte Wort wird die Sprache zum Kulturdenkmal — sofern sie es verdient.

Wir Schweizer dürfen stolz sein, derartige denkwürdige Male zu besitzen. In seinen *Mundarten* ist unserem Volke ein Kulturgut gegeben, das, als geistige Tat erkannt und gewürdigt, liebende Pflege verdient. Man hat eigenkräftige Worte und Wendungen fleißig gesammelt, eine Art Sprachmuseum angelegt. (Schweizerisches Idiotikon.) Es dient dem Sprachforscher bei seiner Sezierarbeit. Geist will aber leben, tätig sein, weiter bilden und formen. Darum muß Mundart gesprochen, die Tracht getragen, ein schönes Möbelstück oder jedes andere Kulturweistum zweckmäßig verwendet werden.

Für die Leute vom Spinnerhäuslein war das eine ganz natürliche, selbstverständliche Sache. Ihnen ging kaum einmal in langen Jahren ein schriftdeutsches Wort über die Lippen. Vielleicht, daß Drätti flüsternd nachsprach, wenn er das Blättli auskundschaftete. Das Lesen fiel ihm beschwerlich, seitdem sich ein Leiden in die Augen verschlagen hatte. Wieviel leichter floß das Redebrunnlein draußen im Stall:

«Nume nid so ugattlig! Jetz stell y, oder mir wärden uneis. Du bisch doch süsch e kes Schlagwärc h gsy ...!»

Müetti brauchte seinen Pfleglingen in den Gartenbeeten nie eine Standpredigt zu halten. Die Blumen und Kräutlein hätten sie ja kaum ertragen. Dafür mußte es trösten, aufrichten, wenn Hagel oder Reif darüber gegangen. Diese Sprache, Zeugnis eines kindlichen, herzensguten Sinnes und Gemüts, war sie nicht das Abbild all der lichten Farben, der Kronen und Glöcklein seines stillen Reiches:

«Eh, wie chöit d'ihr mi jetz emel o dure. Alls verbrätschet u vertaaschet, es het e ke Gattig. Bin ig es Tschudi, nid besser go z'decke. Weder, i gloube, es paar Härzblettli sigi no vürcho. Mues nech de chli chüderle u guet zue nech luege ...»

*

Kultur, Reichtum im einfachsten Gewande.

Heute droht auch hier Zerstörung. Woher kommt die Gefahr?
Wie begegnen wir ihr? Fritz Bohnenblust

Der neue Mensch muß geweckt werden
und zwar durch den Geist,
dessen Brausen man wohl hört,
aber von dem man nicht weiß, woher er kommt,
noch wohin er fährt ...

Ohne Gott kann hier nicht gekämpft werden,
am allerwenigsten glücklich, aber
wo Gott mitkämpft,
muß der Kampf zum Siege führen

Jeremias Gotthelf
in «Ueli der Pächter»